

Seminarzeitung

Himmelfahrt 2021 Ausgabe 21



WELT OHNE GRENZEN

ARBEITER IM WEINBERG
HEIKE STROBL

**GRENZÜBERWINDUNG DURCH
MENSCHLICHKEIT**
CHRISTIAN LILLICRAP

**HAMBURG ODER STUTTGART –
HAUPTSACHE TORONTO**
MARCUS BOHNEN

Inhalt

Editorial	3	Ulrich Meier
Arbeiter im Weinberg	4	Heike Strobl
Grenzenlosigkeit als Grenzerfahrung	5	Matti Melchinger
Grenzen niederreißen	7	Kalia d'Albuquerque Martins
Zwischen (griech.: meso)	8	Marta Świątochowska-Lackowska
„Ich bin ich“ und das ist es, was mich erschafft	11	Lina Dvaranauskienė
Grenzüberwindung durch Menschlichkeit	12	Christian Lillicrap
Leben in Neuseeland – Priesterseminar in Nordamerika	14	Lesley Waite
Hamburg oder Stuttgart – Hauptsache Toronto	16	Marcus Bohnen
Grenzen überschreiten – Grenzen abbauen	19	Julian Rögge
Unterwegs sein – Wo auf der Erde finde ich den Himmel?	20	Lucienne van Bergenhenegouwen
Liebes Hamburger Priesterseminar!	23	Fritjof Winkelmann
Stirb und Werde – Pflanzenmetamorphosen	24	Eva Bolten
Spendenauf Ruf	26	Christian Scheffler



Editorial

Liebe Freunde und Förderer des Hamburger Priesterseminars,

welche heilenden Initiativen schulden wir dieser Zeit mit der bereits ein Jahr anhaltenden Pandemie, die durch ihre gesundheitlichen Gefahren und sozialen Folgeerscheinungen für Menschen auf der ganzen Welt heillose Gruppenbildung und zunehmend dramatische Vereinzelung mit sich bringt?

In der großen Redaktionsrunde der Vollzeitstudierenden vor den Semesterferien war das diesjährige Thema schnell und einvernehmlich verabredet: WELT OHNE GRENZEN. Dabei stand uns das Ideal eines Christentums vor Augen, dem die Ebenbürtigkeit nicht nur des Menschen mit dem Schöpfergott sondern auch aller Menschen auf dieser Welt untereinander ein Herzensanliegen ist. Daraus geht die Sehnsucht nach Bildung verschiedenartigster geschwisterlicher Gemeinschaften hervor, als Anfang und Ziel religiöser Erneuerung aus dem einenden Geist Christi.

Uns wurde bewusst, dass in der Gemeinschaft der mit dem Hamburger Priesterseminar derzeit Verbundenen – vor allem auch durch die immer wieder für besondere Zeiten nach Hamburg reisenden berufsbegleitenden Seminaristen aus dem europäischen Raum – ein weltweiter und weltoffener Atem in unseren Räumen anwesend ist, den wir uns für die aktuelle Zeitung wünschten. Aus den zahlreichen freudigen Zusagen auf unsere Anfragen hin ist in den letzten zwei Wochen eine Komposition entstanden, die uns in ihrer Vielfalt wie auch in dem gemeinsamen Geist berührt hat.

Sie finden in diesem Heft Beiträge von Studierenden und Priestern aus bzw. in Australien, Brasilien, Deutschland, Finnland, Litauen, Österreich, Niederlande, Neuseeland, Polen und Schottland. Unsere Autorinnen und Autoren schreiben über Grenzen, deren Bedeutung und Überwindung, über innere und äußere Reisen, das Unterwegssein in die Fremde und zu sich selbst – und dabei müssen sie notwendig auch auf das Ich des Menschen zu sprechen kommen, das Begrenztheit schaffen und zugleich aufheben kann.

Wir hoffen, dass sich durch die in dieser Seminarzeitung versammelten Geschichten, Gedanken und Bilder etwas von dem als Anregung vermittelt, was uns bei der gemeinsamen Vertiefung in religiöse Erfahrungen und im Zugehen auf das angestrebte priesterliche Wirken in dieser Welt und der aktuell herausfordernden Zeit während der Studienarbeit im Seminar bewegt hat.

Mit herzlichen Grüßen aus der Redaktion

Ihr

ULRICH MEIER

Arbeiter im Weinberg

HEIKE STROBL, VOLLZEITSTUDIUM

„Tatkräftig“ nennt sich eine Organisation in Hamburg, welche Menschen unterstützt, die aus unterschiedlichen Gründen auf Hilfe angewiesen sind. Auf Freiwilligkeit beruht diese Art der Arbeit. Je nach Vorliebe kann man zum Beispiel Bäume pflanzen, Wände streichen oder Stühle anfertigen. Am Ende eines solchen Tages geht man nach Hause mit Erinnerungen an wundervolle Begegnungen, einem erfüllten Herzen und einem Händedruck als Dank.

Anders bei dem Arbeiter am Weinberg, der für einen zuvor vereinbarten materiellen Lohn von früh morgens bis zum späten Abend arbeitete. Ich denke, jeder von uns weiß, wie sich ein Tag anfühlt, wenn eine Tätigkeit verrichtet werden muss, die man nicht gerne macht, nur wegen

des Lohnes. Am Abend fühlt man sich innerlich leer, entkräftet und müde. Sieht man dann noch, wie jemand für weniger Aufwand denselben Lohn erhält, kann man vielleicht nicht umhin, seinem Ärger auch sprachlich Ausdruck zu verleihen.

Zum Menschsein gehört, dass wir es nicht immer schaffen, allem und jedem mit Liebe zu begegnen. Die Liebe im Menschen darf erst noch entwickelt werden. Dies ist jedoch ein Vorgang der Langsamkeit, der nach und nach seit der Erschaffung der Erde vorstatten geht. Seien wir also geduldig mit uns. Schauen wir auf uns mit einem liebenden Blick und nehmen wir uns an – mit allem was zu uns gehört. Dann kann Freude wieder in unser Leben einziehen. Um dieser Lebensfreude Ausdruck zu verleihen, ist Tanzen eine gute Möglichkeit. Da-

nach bedarf es nur einer kleinen Bewegung, die sich von außen nach innen hinwendet. Dort begegnen wir uns selbst und gleichzeitig auch Christus. Aus dieser Christusliebe heraus kann es uns gelingen, Liebe zu unserer Arbeit zu entwickeln. Danach ist der Schritt zu unserem Nächsten ein leichter, und wir können uns mit dem freuen, der denselben Lohn erhält – auch für weniger Arbeit. Irgendwann gelingt es uns vielleicht, weit über uns hinauszuwachsen,

ÜBER ALLE GRENZEN DER WELT.

Mit Liebe, die sich tatkräftig äußert, kann es gelingen!

Aus dem sonnigen Süden Deutschlands schicke ich herzliche Grüße in alle Länder und zu allen Menschen nach Ost und West, nach Süd und Nord.



Grenzenlosigkeit als Grenzerfahrung – eine Welt ohne Grenzen

MATTI MELCHINGER, TEILZEIT-IN-VOLLZEIT-STUDIUM

Die Welt ohne Grenzen mag uns ja als etwas Scheinbares, etwas utopisch Unumsetzbares im Herzen erscheinen. Wenn man da den Weg der Meditation geht und die Worte: „Welt ohne Grenzen“ in sich bewegt, kann man erleben, wie sich aus den inneren Bewegungen Umkreise bilden möchten, welche in der Erdenwelt, in der wir leben, unweigerlich Grenzerfahrungen werden müssen. Die Welt ohne Grenzen ist also eine Grenzerfahrung in der begrenzten irdischen Welt.

Ich möchte bewusst in diesem kleinen Text nicht über die Situation schreiben, die uns gerade jetzt doch so sehr als Grenzerfahrung verbindet, jedoch möchte ich ein Wort voranstellen, das mir in diesem Jahr der Maßnahmen erfahrbar wurde:

Die Erweckung von Innen als Folge der Welt begrenzender Vorgaben.

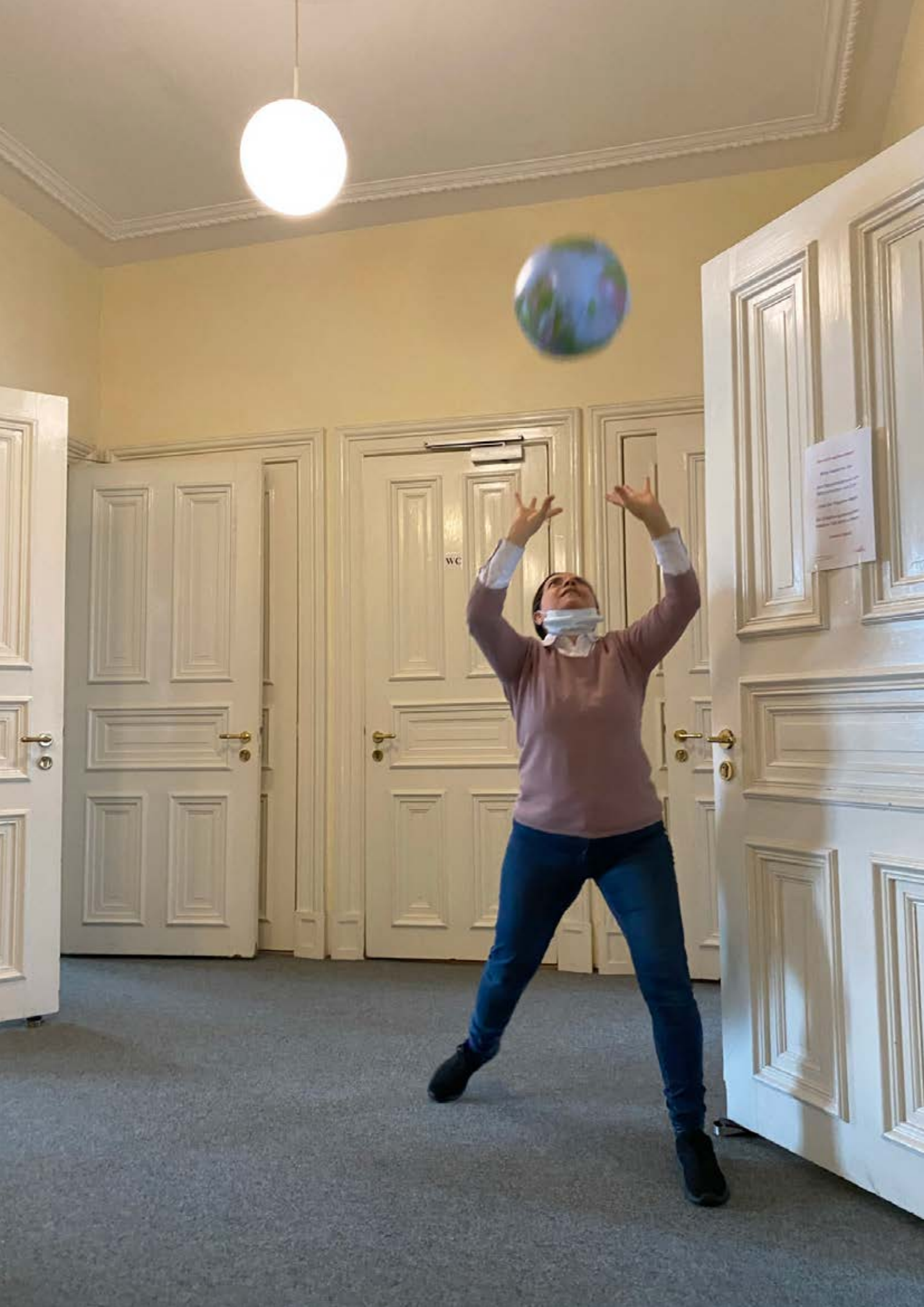
Dieses Wort kennzeichnet, so denke ich, die wesentlichste Fortführung, ja die das Menschenwesen am höchsten bildende Folge-Möglichkeit der pandemischen Ereignisse. In meinem gesamten Leben habe ich, einmal abgesehen von den mir selbst gegebenen Grenzen, keine derartigen von außen gegebenen Begrenzungen erlebt. Und, wenn Sie eine freche Mutmaßung erlauben, gerade das hat grenzenlose geistige Erfahrungen in mir begünstigt, vielleicht sogar erst ermöglicht. Aber ist die geistige Welt, wie sie hier genannt wurde, wirklich

grenzenlos? Und die viel wesentlichere Frage: Bedeutet Grenzenlosigkeit gleich Freiheit?

Zu einem Orchester, vor dem er stand, sagte der Dirigent Karl Böhm einmal „It’s already played!“ Gestatten Sie mir eine freie Übersetzung: „Es fand schon statt“, oder „es findet schon statt“. Er meinte damit den Beginn der Oper von Wolfgang Amadeus Mozart *Le nozze di Figaro*. Wem diese Ouvertüre, und besonders der Beginn davon, ein Begriff ist, wird vielleicht verstehen, was er gemeint hat. Denn es folgte dieser Satz nicht etwa aus den Tiefen der „Erkenntniswelt Karl Böhm“, vielmehr war es der letzte Versuch, den Musikern zu erklären, was er meinte. Dem waren schon viel Versuche der Erklärung durch rhythmische, theoretische oder auch emotional aufgeladene, fast schon wütende Vorgaben vorangegangen. Man kann sagen: Dieser Satz war eine Verzweiflungstat. Weil nicht in Worte zu fassen war, was er sagen wollte. Die Worte waren begrenzt. Also ging er an den äußersten Rand der Grenze und formulierte diesen Satz. Ich kann seitdem nicht mehr aufhören, den Satz zu denken, wenn ich diese Ouvertüre höre. Es ist im Übrigen genau das, was Musik kann: An den äußersten Rand der irdischen Grenze gehen. Ich vermute, dass sie nicht darüber hinaus gehen kann, jedenfalls habe ich das noch nicht erlebt. Dies aber nur als Einwurf. Was aber

will Karl Böhm mit diesem Satz erreichen? Er wünscht sich ein Orchester, das spielt, als wäre die Musik nicht im Moment entstanden, sondern als würde sie die hörbare Fortführung des Unhörbaren sein. Letztendlich ist das ein Inkarnationsgedanke. Ich bin mir sicher, dass ihm das nicht bewusst war, aber es lässt sich doch so erleben. Gerade wenn man diese Ouvertüre hört. Eine irdische Inkarnation von musikalischen Gedanken findet da statt.

Was aber an diesem Beispiel so anschaulich wird, ist, dass jegliches in uns Inkarnierte sich ja ausbilden möchte und diesem Ausbilden, diesem Hörbar-machen, oft eine Tat vorausgehen muss. Manchmal auch eine Verzweiflungstat. In diesem Falle dieser wunderbare Satz. Jene Ausbildung der eigenen Kräfte und Wesen ist aber nicht etwa die Überwindung von Grenzen, sondern die Hineinverdichtung in die Wesenheit der irdisch als Grenzerfahrung erlebbaren Gegebenheiten. Die Welt ohne Grenzen kann sich also nur in uns selbst, in dem Christus ins uns, durch die Tat des Sakramentes einstellen. Wollen wir dies in unseren begrenzten Zeiten mutig und frei üben!



WC

Grenzen niederreißen

KALIA CRISTYANE D'ALBUQUERQUE MARTINS, VOLLZEITSTUDIUM UND STUDIUM FÜR BERUFSTÄTIGE

Gibt es Grenzen überhaupt oder existieren sie nur in unserer Vorstellung der Welt? Eine provokante und herausfordernde Frage, die man aus verschiedenen Blickwinkeln heraus betrachten kann. Was ist überhaupt eine Grenze, eine Begrenzung oder das Ende?

Dafür ist es interessant und aufschlussreich, sich über die verschiedenen Möglichkeiten von Grenze klar zu werden. An unserem physischen Körper können wir erkennen, dass die Haut die erste große Begrenzung bildet. Sie ist da, wo ich aufhöre und die Welt anfängt. Schon die Plazenta markiert eine Grenze zwischen mir und der Mutter. Sie trennt das Baby von der Welt, aber ernährt es doch von außerhalb, aus der Peripherie. Ohne Plazenta gäbe es kein Leben.

Nach der klassischen Definition gibt es geografische Grenzen zwischen Städten, Regionen und Ländern, von denen man sagen kann, dass hier ein Gebiet, eine Stadt, ein Land aufhört und auf der anderen Seite etwas neues beginnt. Wenn wir außer acht lassen, wie das zu bewerten wäre, ob es richtig oder falsch ist, funktioniert das relativ gut, aber eben nur eine begrenzte, eine kurze Zeit! Es gibt geografische, politische, ökonomische und soziale Veränderungen, die im wahrsten Sinne des Wortes Grenzen niederreißen.

São Paulo ist die größte Stadt Brasiliens, was sowohl die Einwohnerzahl als auch die Fläche betrifft. Man kann São Paulo als die Hauptstadt der Region bezeichnen, aber auch den Blick auf die Peripherie erweitern, dann spricht man vom GRAN SÃO PAULO, dem großen São Paulo, das in A-, B- oder C-„Paulisten“ unterteilt ist:

San Andrés
San Bernardo
San Caetano

Dies sind die Randstädte an der Peripherie, die von Firmen und deren Arbeitern erbaut wurden und dem großen SAN PAULO sein Leben verleihen und es ihm geben. Es handelt sich um drei kleinere Städte, die aber in den letzten 50 Jahren gewachsen sind und fast keine Trennungen, keine Grenzen zueinander gebildet haben, zeigen und aufweisen. Trotzdem sind sie notwendig, um soziale, ökonomische und politische Grenzen hervorzubringen.

Auf der einen Seite können wir also durchaus die Nützlichkeit und Notwendigkeit von Trennungen und Grenzen erkennen. Ohne Grenzen wäre das menschliche Leben nicht möglich. Angefangen vom Mutterleib bis hin zu Städten und Ländern erweisen sie sich als unabdingbar. Der Fall von Grenzen vollzieht sich in Übereinstimmung mit einem Bewusstseinswandel. Wenn wir von der Grenze ausgehen und sie in ihrem Wert für die Entwicklung aner-

kennen, dann können wir sie zugleich als Spiegel für individuelle und kollektive Bewusstseinsstufen wahrnehmen. Als z. B. die Mauer in Deutschland, die Berliner Mauer, errichtet wurde, hatte dies durchaus seinen Sinn und Zweck, ohne dies jetzt bewerten zu wollen.

Der Fall der Mauer macht deutlich: Was früher möglich und erlaubt war – auch gegen den Widerstand einiger – ist heute mittlerweile inakzeptabel geworden, weil es nicht mehr der Entwicklung der Bewusstseinsseele entspricht. Das lässt sich auch sehr gut ablesen an dem erfolgten Stopp des Ausbaus der Grenze zwischen Mexiko und den USA oder der Chinesischen Mauer, die sich von einem Schutzwall in eine touristische Attraktion gewandelt hat, oder die Bemühungen in Europa im Rahmen der EU.

Ist aber auf der persönlichen, individuellen Ebene eine Welt ohne Grenzen und Abgrenzung möglich? Ja, aber ... nur im gedanklich erfassbaren Ideal, in der wahrhaften und wirklichen Begegnung der menschlichen Seele mit dem Christus. Damit dies geschehen kann, muss ich meine eigenen Gedanken und Gefühle zurückstellen, das heißt meine eigenen Grenzen zurücknehmen, um Platz für den anderen Menschen und seine Gedanken zu schaffen. Diese Welt ist grenzenlos. Die Begegnung zwischen mir und dem anderen ist durchtränkt von Freiheit – von Ich zu Ich, von Seele zu Seele –, die immer von dem Christus als Brücke vermittelt ist, so wie er es selber ausgesprochen hat: „Denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). Juan Ramón Jiménez beschreibt die Anwesenheit und Wirkung des Christus in der menschlichen Seele auf dichterische Art:

ICH BIN NICHT ICH.

Ich bin jener,

der an meiner Seite geht, ohne dass ich ihn erblicke,

den ich oft besuche,

und den ich oft vergesse.

Jener, der ruhig schweigt, wenn ich spreche,

der sanftmütig verzeiht, wenn ich hasse,

der umherschweift, wo ich nicht bin,

der aufrecht bleiben wird, wenn ich sterbe.

Zwischen (griech.: meso)

MARTA LACKOWSKA-ŚWIĘTOCHOWSKA, STUDIUM FÜR BERUFSTÄTIGE, POLNISCHE GRUPPE

Seit über zehn Jahren interessiere ich mich für das Konzept des Sozialkapitals – eine Forschungskategorie, die schwer zu definieren oder zu messen ist und die sich dem Auge des Betrachters entzieht. Sozialkapital ist eine Eigenschaft, die nicht einem Individuum zugeschrieben wird, sondern den Verbindungen zwischen Menschen, sowohl denen, die integrierte Gemeinschaften bilden, als auch denen, die einander scheinbar fremd sind. Hinter dem Konzept des Sozialkapitals steht die Überzeugung, dass zwischenmenschliche Bindungen eine Ressource (Kapital) darstellen und die Lebensqualität und das Entwicklungstempo von bestimmten Gemeinschaften bestimmen. Eine Verbindung, die als Sozialkapital bezeichnet wird, ist eine Beziehung des Vertrauens, des Respekts oder der freundschaftlichen Zusammenarbeit.

Es scheint auch, dass das Konzept des Sozialkapitals auf das religiöse Leben übertragen werden kann. Ziel der Entwicklung einer modernen christlichen Gemeinschaft ist es, sowohl die zwischenmenschlichen Bindungen zu vertiefen und zu veredeln als auch sich nach außen hin zu öffnen und sich nicht vor Außenstehenden zu verschließen. Die bloße Festigung und Vertiefung von nahen Bindungen ohne Öffnung für andere, uns unbekannte Menschen führt zu clan-mafiösen Strukturen. Sich nach außen zu öffnen, ohne neue Beziehungen zu pflegen und zu vertiefen, birgt die Gefahr der Anonymität und Oberflächlichkeit. Die Öffnung mit gleichzeitiger Bewahrung der tiefen, nahen Bindungen ist vergleichbar mit dem Aufbau eines immer größer werdenden Netzes von gegenseitigen Verbindungen. Ein Netzwerk, das aus Vertrauen, Akzeptanz, Liebe, Respekt, Verbundenheit und ge-

meinsamer Verantwortung besteht. Die gemeinschaftsbildende Rolle des Sozialkapitals manifestiert sich im Aufbau von Brücken (Verbindungen, Beziehungen) unabhängig von Blutsverwandtschaft, Nationalität, Rasse oder Geschlecht. Es ist der Aufbau einer Gemeinschaft, die sich den Gesetzen der Vererbung entzieht, weil sie aus der Freiheit ihrer eigenen Entscheidungen resultiert.

Der so verstandene Begriff des Sozialkapitals entspricht der Kategorie des „Zwischen“ im Evangelium, das wir zum Beispiel aus dem Wort Jesu Christi kennen: „Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20). Der auferstandene Christus zeigt sich den Jüngern ebenfalls in dieser Sphäre: „Während sie so redeten, stand er selbst mitten unter ihnen und sagte zu ihnen: Friede sei mit euch“ (Lk 24,36 und Joh 20,19 bzw. 20,26). Im Altgriechischen taucht an diesen Stellen das Wort „meso“ auf, was „zwischen“, als „en meso“ auch „in der Mitte“ bedeutet. Meso wird 30 Mal in den Evangelien verwendet (Mt 6; Mk 5; Lk 13; Joh 6), weitere 25 Mal in der Apostelgeschichte (10) und den Apostolischen Briefen (15).

Für eine christliche Gemeinschaft scheint es besonders wichtig zu sein, einen Raum zwischen den einzelnen Gliedern zu schaffen; einen Raum, der strukturiert und nicht leer ist, sondern mit einem subtilen Netz von gegenseitigen Beziehungen gefüllt ist. Es ist dieser Raum, der der geistigen Welt zugänglich sein kann – auf den sich der Priester während der Menschenweihehandlung bezieht, wenn er ausspricht: „Christus in euch!“ Wie in den oben zitierten Passagen des Evangeliums wird der Raum zwischen den Menschen zur *conditio sine qua non* dafür, dass Christus unter ihnen erscheinen kann.

„Zwischen“ ...

... ist ein Wort, das in Zeiten der Pandemie so viel Bedeutung und Gewicht gewonnen hat. Was sich zwischen Menschen ergeben kann, wird im öffentlichen Diskurs plötzlich als Bedrohung aufgeladen – oft versteckt, unsichtbar, lauernd im Schatten von Unsicherheit und Angst um die eigene Gesundheit und die Gesundheit der Angehörigen. Das „Zwischen“, das anderthalb oder zwei Meter groß sein muss und die oxymoronische „soziale Distanz“ genannt wird, als ob Distanz etwas mit Gemeinschaft zu tun hätte ... Das „Zwischen“, das sein Gesicht unter einer Maske verbergen muss, weil atmende Gemeinschaft töten kann. Viele indigene Kulturen betrachteten das Teilen des Atems als einen außergewöhnlichen Moment, als Beweis für höchstes Vertrauen – man denke nur an den Ausdruck „Rauchen der Friedenspfeife“ oder an das hawaiianische Wort „Ohana“, das „Familie“ bedeutet und buchstäblich „die Gemeinschaft des Atems“ meint. Das Buch Genesis der Hebräischen Bibel spricht auch von einem Hauch, mit dem geistiges Leben in den Menschen aus Lehm kam: „Da bildete der HERR, Gott, den Menschen aus Staub vom Erdboden und hauchte in seine Nase Atem des Lebens; so wurde der Mensch eine lebende Seele“ (1. Mose 2,7).

Unter einem solch rationalen Deckmantel, voll von Rhetorik über soziale Verantwortung, wird das heilige „Zwischen“ zerstört. „Zwischen“, das ist das Sakrament der Begegnung zwischen Menschen. Das „Zwischen“, in dem – wie er selbst angekündigt hat – Christus mit uns ist.

Kann das „Zwischen“ töten?

Diese Frage erinnert an den schwierigen Text von Janusz Korczak über das Recht des Kindes auf den Tod. Korczak zeigt sehr schön, wie die

Erziehungsberechtigten, die auf das körperliche Wohl des Kindes bedacht sind und es vor Schaden bewahren wollen, ihm dabei das Recht auf Leben nehmen. „Nicht rennen, sonst fällst du um“; „nicht im Schlamm spielen, sonst erkältest du dich.“ Und paradoxerweise nehmen wir dem Kind, indem wir ihm nicht das Recht geben, zu sterben (sich zu verletzen, krank zu werden), auch sein Recht auf Leben – zu rennen, zu springen, zu planschen. Der uralte Konflikt „Sicherheit versus Freiheit“ erscheint im Leben eines kleinen Menschen ...

Auch Erwachsene haben das Recht zu sterben. Und voll zu leben, bevor sie sterben. Jemandem die Freiheit der Wahl zum Atmen unter dem Vorwand des allzu kurzen Versprechens von Sicherheit (um Ansteckung und Tod zu vermeiden) wegzunehmen, bedeutet, das Recht wegzunehmen, zu leben und zu sterben. Um ein erfülltes Leben führen zu können, braucht man „Zwischen“ ...





„Ich bin ich“ und das ist es, was mich erschafft

LINA DVARANAUSKIENĖ, TEILZEIT-IN-VOLLZEIT-STUDIUM

Mein Körper definiert mich im Raum und vermittelt mir das Wissen, dass ich existiere. Er lehrt mich mit eigenen Sinnesorganen, die Welt um mich herum und ihre Gesetze wahrzunehmen. Meine Sprache formt mich mit ihrem Klang, wenn es sonst nichts gibt. Sie verleiht mir meine eigene, eigentümliche Form. Mit ihr kann ich mich zudecken wie mit einem bunten Schal. Meine Nationalität schenkt mir die mich kennzeichnende äußere Gestalt und bildet meine Wurzeln. Wurzeln, die in einem bestimmten Teil der Welt in den Boden hinabgelassen werden und zu denen ich immer wieder zurückkehren kann, wenn es sonst nichts gibt. Dies sind meine persönlichen leiblichen und seelischen Grenzen. Sie definieren und identifizieren mich, sie geben mir Sicherheit und Vertrauen. Sie sind der Ausgangspunkt, von dem aus ich messen kann, wie weit oder nah ich einem anderen Menschen bin.

Natürlich gibt es auch andere Grenzen. Solche, die durch die Erwartungen und Ansprüche von anderen Personen geschaffen werden. Von Eltern, die schon im ersten Moment unserer Geburt persönliche Wünsche und Vorstellungen davon haben, wie sich unser Leben entwickeln soll. Von „klugen“ Lehrern, die die Messlatte immer höher legen und uns nur dann akzeptieren, wenn wir bestimmte Anforderungen erfüllen. Soziale Normen passen uns an die Algorithmen der allgemein akzeptierten Verhaltensregeln sozialer Gruppen an. Aber diese Grenzen üben Druck auf uns aus, lassen Angst und Misstrauen wachsen. Deshalb ist es wichtig, sich selbst zu reflektieren und zu fragen: Wo bin ich jetzt? Sind diese Grenzen meine eigenen, ohne die ich nicht existieren kann, die mich das Gefühl von „Ich bin ich“, Sicherheit und Vertrauen erleben lassen? Jeder Mensch hat dieses ihm innewohnende Bedürfnis,

sich in nachhaltig gesunden Selbst-Grenzen zu befinden und kraftvoll nach diesem Bewusstseins- und Seelenzustand zu streben.

Dennoch ist die Welt ein Ort der Polarität. So wie die wahren Formen der Dinge nur dann zum Vorschein kommen, wenn sich Licht und Dunkelheit begegnen, so kann der Mensch sein wahres Wesen nur in der Begegnung mit einem anderen Menschen erfahren. Erst dann, wenn sich unsere persönlichen Grenzen berühren und überschneiden, beginnt der Prozess der Erkenntnis und der kreativen Zusammenarbeit. In diesem Moment wird man zu einer Veränderung ermutigt und bekommt Möglichkeit zu wachsen, weil man in lebendiger Kommunikation mit einem anderen steht. Und es ist ein kraftvoller Zustand des Zusammenseins, wenn man sich eins fühlt, obwohl man zu zweit ist. Gemeinschaft gibt es auch dann, wenn es sonst nichts gibt. Dies ist der Zustand eines lebendigen Organismus, der eine Grundlage für die Schöpfung von etwas Neuem ist, das wächst, sich vervielfältigt und ausbreitet – und das eine machtvolle Wirkung erzeugt: „Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“ (Mt 18,20).

Diese Worte Christi sind wie ein Leuchtfeuer, an dem wir die Fülle wahrer Gemeinschaft erfahren können. Erst wenn ich dem anderen erlaube, meine persönlichen Grenzen zu überschreiten, wenn ich die Grenzen der Angst, des Misstrauens und der Vorurteile aus dem Weg räume, wenn ich demütig annehme, was auf mich zukommt, dann öffne ich mein Herz für die Zusammenarbeit und das Miteinander. Dann öffne ich mein Herz für das Licht Christi. Für das Licht, in dem ich mich als Ich-Mensch verändern und Teil des allumfassenden seelisch-geistig-göttlichen Wandlungsprozesses sein kann.

Grenzüberwindung durch Menschlichkeit

CHRISTIAN LILLICRAP, VOLLZEITSTUDIUM

Nationale Grenzen verändern sich im Laufe der Zeiten, abhängig von geografischen, kulturellen und religiösen Gegebenheiten. Sie können eine Gruppe von Menschen anhand von Sprache, Bräuchen und Glauben definieren. Sie können aber auch willkürliche Trennungen aufgrund von politischem oder finanziellem Druck darstellen. In mancher Hinsicht wirken sie veraltet, und doch scheinen wir nicht in der Lage zu sein, ohne sie zu leben, selbst in dieser Zeit der weit verbreiteten finanziellen Globalisierung. Mir liegt am Herzen, soziale Strukturen zu schaffen und an ihnen festzuhalten, die diese Grenzen überschreiten und den Weg zu einer Bruder- und Schwesternschaft aller Menschen fortsetzen.

Ich las zum ersten Mal die Worte „Die Christengemeinschaft“ auf einer Anschlagtafel vor einem sehr gewöhnlich aussehenden Vorstadthaus aus den 1930er Jahren in Exeter, England. Als ich auf dem Weg in die Stadt daran vorbeiging, fragte ich mich, was für eine Art von Kirche das wohl sei, deren Gebäude wie ein Puppenhaus aussieht. Ich sollte es bald herausfinden. Nachdem ich mit meiner Frau und meinen kleinen Kindern einige Meilen umgezogen war, um näher an der *South Devon Steiner School* zu sein, entdeckten wir, dass die *Exeter Christian Community* ebenfalls umgezogen war, nämlich in unsere Nähe nach Buckfastleigh. Tatsächlich wurden wir bald in das Leben der Christengemeinschaft dort einbezogen. Elizabeth Roberts und dann Ann Klemm waren unsere Pries-

terinnen. Die Christengemeinschaft ist in gewissem Sinne eine spirituelle Gemeinschaft ohne Grenzen. Ja, es gibt die Grenzen der Sprache, aber selbst mit diesen Grenzen wäre jemand, der mit der Menschenweihandlung auf Deutsch oder Englisch vertraut ist, in der Lage, bis zu einem gewissen Grad demselben Ritual auf Japanisch oder Russisch zu folgen. Das Ritual und die Symbole bleiben dieselben, da sie auf zutiefst menschlichen Wahrheiten beruhen. Ich entdeckte dies für mich selbst, als ich im Jahr 2000 mit meiner Familie von South Devon nach Sydney, Australien, zog.

Obwohl in Australien wie in Großbritannien Englisch gesprochen wird (wenn auch mit einem anderen Akzent!) und beide Orte hohe Niederschlagsmengen und eine daraus resultierende Üppigkeit aufweisen, gibt es grundlegende Unterschiede zwischen den beiden Ländern. Devon hat eine geringe Bevölkerungsdichte – die von Sydney ist hoch. Die Vögel singen in Devon lieblich und sanft – in Sydney schreien und krächzen viele. Die Sonne, wenn sie überhaupt da ist, ist in Devon meist relativ sanft – in Sydney kann sie so heftig sein, dass sie Sie ins Haus jagt und, da sie natürlich auch tödlich in ihrer Kraft ist, Buschfeuer erzeugt. Die wilden Tiere in Devon, wenn man sie denn sieht, sind meist harmlos und gutmütig – in Sydney sind Kängurus und Wallabys auch nicht aggressiv, aber es gibt einige Schlangen, Spinnen und Meeresbewohner, die einen töten können. Pflanzen sind in Devon weich und sommergrün – in Sydney sind

sie meist recht hart und immergrün. Devon hat vier ausgeprägte Jahreszeiten – in Sydney gibt es die sechs subtilen Winde und Veränderungen in der Umgebung, von denen die Aborigines sprechen. Angesichts dieser Unterschiede war es ein großer Trost, bald nach unserer Ankunft in Sydney in der Beattie Street in Balmain aufzutauchen. Balmain, eine Halbinsel mit malerischen viktorianischen Häusern aus Sandstein, Ziegeln und Holz, ist seit vielen Jahren die Heimat der Christengemeinschaft in Sydney.

Damals war sie auf einem großen Grundstück in einer Gegend mit meist sehr kleinen Blocks. Es gab ein altes Haus mit einer langen, schattigen Veranda im Kolonialstil aus den 1870er Jahren und darunter einen stufenförmigen Garten, der ehemals drei Tennisplätze umfasste. In der Ecke des Grundstücks stand eine verfallene Kapelle aus dem 19. Jahrhundert, die schon lange nicht mehr genutzt wurde, an die aber vor einigen Jahrzehnten ein Holzschuppen angebaut wurde. Dies war die Kapelle der Christengemeinschaft, ein ausgedienter Tennis-Pavillon. Am anderen Ende des Gartens standen Bienenstöcke und viele Arten von einheimischen Bäumen und Pflanzen sowie europäische Zierpflanzen. Jenseits davon, über den Dächern von Balmain, erhoben sich die schimmernden Wolkenkratzer der Stadt. Es war ein absolut bezaubernder Ort, der die Besucher von den belebten Straßen in eine Oase der Ruhe einlud. Hier führte die damalige Pfarrerin Rosalind Pecover mich und meine Familie über mehrere Jahre hinweg durch ihre Predigten

in das Verständnis der uns nun umgebenden Natur ein. Ihre Bilder von den subtilen Veränderungen der Pflanzen, den Rufen der Vögel, dem Spiel des strahlenden Lichts auf den Wasserflächen in und um Sydney ließen uns zu einer tieferen Verbindung mit dem finden, was so ganz anders war als das Land, das wir hinter uns gelassen hatten. Ermutigt durch Rosalind, die mich und meine Familie unter ihre geistlichen Fittiche nahm, war ich bald sehr engagiert, spielte Musik, ministrierte bei den Sakramenten, brachte unsere Kinder zum Kindergottesdienst und später zum Konfirmandenunterricht. Die Leute kamen aus ganz Sydney. Einige ältere Damen reisten zwei Stunden, um dorthin zu kommen. Oft gab es Besucher aus dem Ausland, Priester oder andere, die Vorträge und Workshops hielten. Es war ein belebter Ort, an dem ich mich sofort „zu Hause“ fühlte.

Die christlichen Jahresfeste in Australien waren für mich „auf den Kopf gestellt“. Johannizeit ist mitten im Winter, Weihnachten im Hochsommer. Das ist eine interessante Herausforderung für jeden, der Jahrzehnte in der nördlichen Hemisphäre verbracht hat. Ich stellte fest, dass ich mich nicht einfach auf die gewohnten Gefühle verlassen konnte, die durch eine Verbindung zwischen bestimmten Arten von äußeren Bedingungen und einem Fest entstehen, zum Beispiel die „Gemütlichkeit“ von Weihnachten in der nördlichen Hemisphäre oder das Gefühl des Erwachens, wenn das Wetter zu Michaeli kühler wird. Der Versuch, an den inneren Bildern der Heiligen Nächte festzuhalten, wenn es draußen 40 Grad warm ist, ist sicher eine gute Übung, mit der ich nicht immer Erfolg hatte. In den letzten Jahren hat Lisa Devine, die derzeitige Pfarrerin in Sydney, während der Heiligen Nächte wunderbare Kurse für die Gemeinschaft gehalten. Von Anfang unserer Zeit in Australien an halfen die Worte der Sakramente, die Farben, die Gesten und die Predigten, mich „geerdet“ zu halten, aber nicht getrennt von der Realität der Erfahrung, jetzt auf diesem Kontinent zu leben.

Die Aborigines leben seit vielleicht 100.000 Jahren in Australien und

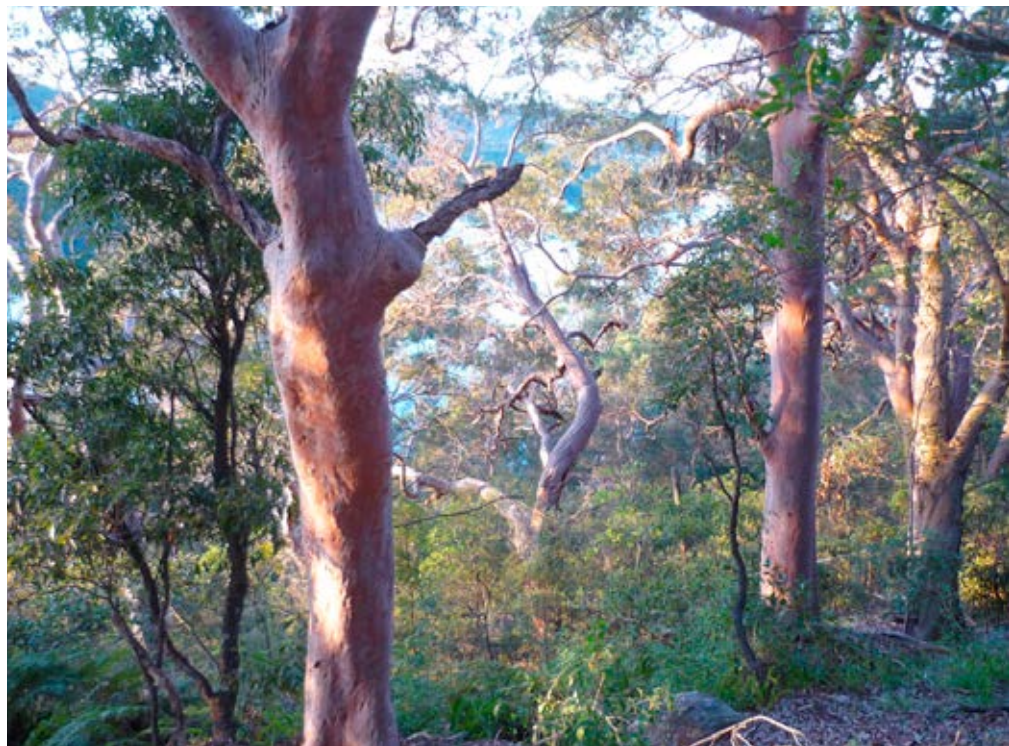
sind damit die älteste überlebende Kultur der Welt. Ihre Spiritualität ist reich und komplex und basiert auf einer tiefen Verwurzelung mit dem Land, den Pflanzen, den Tieren und dem Kosmos. Sie sind in vielen Gegenden Sydneys nicht so präsent und ihre Lehre ist nicht leicht zugänglich, obwohl die Stadt über riesige Gebiete mit einheimischem Buschland verfügt. Die 200 Jahre der Kolonialisierung haben in gewisser Weise die Kultur und die Gesellschaften der Aborigines verwüstet, aber keineswegs zerstört. Ich bin kein Aborigine. Ich wurde nicht in Australien geboren. Ich kam als Einwanderer in eine ursprünglich britische Stadt, die weit von Großbritannien entfernt war und die jetzt sehr kosmopolitisch und vor allem nordasiatisch ist. Es war schwierig, sich mit dem Land verbunden zu fühlen.

Die Christengemeinschaft und die anthroposophische Gemeinschaft insgesamt gaben mir einige Werkzeuge an die Hand, um zu beginnen, unter dem europäischen/asiatischen/amerikanischen Furnier zu kratzen und zu spüren, worum es in dem Land geht. Obwohl ich ihn nie getroffen habe, liebe ich die Geschichten von Burnum Burnum, einem Ältesten, Aktivisten und Schauspieler, der das erste Aborigine-Mitglied der Anthroposophischen Gesellschaft von Australien wurde. Er sagte einmal: „Ihr Steiner-Leute seid die Aborigines des Universums“. 1988, am Tag des 200. Jahrestages der Ankunft der Ersten Flotte

im Hafen von Sydney, pflanzte er die Flagge der Aborigines am Strand unterhalb der White Cliffs of Dover und forderte Großbritannien für die Aborigines. Burnum Burnum besuchte auch die Christengemeinschaft in Balmain. Ich stelle mir gerne vor, wie er mit Rosalind spricht und sich die Bienenstöcke ansieht.

Im Jahr 2011 wurde ich Mitglied der Christengemeinschaft. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich natürlich nicht auf eine formale Mitgliedschaft bedacht, aber als unsere Priesterin mich fragte, ob es mich interessiere, dass die Christengemeinschaft auch in zwanzig Jahren noch existiere, wurde mir klar, dass es Zeit war, den Schritt zu wagen. Von dieser Zeit an, ermutigt durch die australische und neuseeländische Lenkerin, Cheryl Nekvapil, und nachdem ich einige der Pro-Seminare von Lisa Devine und anderen besucht hatte, zog es mich zur Ausbildung für das Priestertum, und jetzt befinde ich mich in Hamburg.

Die Verbindungen, die ich durch die Christengemeinschaft und durch meine Arbeit als Musiklehrer sowohl an der *South Devon Steiner Schule* als auch an der *Glenaeon Rudolf Steiner Schule* in Sydney geknüpft habe, haben es mir ermöglicht, mich als Weltbürger zu fühlen, und mich ermutigt, hinter die oberflächlichen, aber kräftigen Unterschiede von Kultur, Sprache und sogar Religion zu schauen, um zu versuchen, das zu finden, was uns alle wirklich verbindet, unsere Menschlichkeit.



Leben in Neuseeland – Priesterseminar in Nordamerika

LESLEY WAITE, VORBEREITUNGSKURS TORONTO SEMINARY IN SPRING VALLEY

Es ist fast 33 Jahre her, dass die Christengemeinschaft in Australien (Advent 1988) und Neuseeland (Michaeli 1989) gegründet wurde. Diese Gründungen vervollständigten den Eintritt der Bewegung für religiöse Erneuerung in die südliche Hemisphäre. Vorangegangen waren die Gründung in Südamerika im Jahr 1960 und Südafrika im Jahr 1965.

Wenn man einen Globus betrachtet, ist der Südpol von einer großen gefrorenen Landmasse bedeckt, der amerikanische und der afrikanische Kontinent „tauchen“ mit ihren südlichen „Spitzen“ in die ausgedehnten südlichen Gewässer ein. Australien steht als die *Terra Australis* da, die von den europäischen Entdeckern gesucht wurde, während Neuseeland als zwei lange, dünne Inseln erscheint, von denen wir heute wissen, dass sie die Kreuzung zweier großer tektonischer Platten überspannen: die Pazifische Platte, die sich von Kalifornien aus erstreckt, und die Indo-Australische Platte, die sich an Asien reibt und den Himalaya bildet. Neuseeland liegt an der Spitze – so weit östlich und so weit westlich, wie man nur kommen kann – seine Südalpen markieren den Schnittpunkt der tektonischen Platten. Und der Tag, gemessen nach *Greenwich Mean Time*, beginnt in den Gewässern des Pazifischen Ozeans direkt östlich von Neuseeland.

Der verzweigte Tasman River fließt aus den Südalpen; rechts der Mt.

Cook (höchster Berg Neuseelands).

Flüsse schlängeln sich von den Südalpen über die Ebenen der Südinsel Neuseelands. Das Wasser jedes Flusses strömt über eine weite Fläche aus Grauwackeschotter, der aus den Bergen herausgeschwemmt wurde, aber wenn der Schnee im späten Frühjahr schmilzt und die Regenfälle zunehmen, füllt sich die gesamte Fläche mit schnell fließendem Wasser.

Der erste Besuch eines Priesters (Eileen Hersey) in Neuseeland fand 1968 statt und umfasste alle vier Gemeinden, die heute von zwei aktiven Priestern – Hartmut Borries und Cheryl Prigg – und zwei Priestern im Ruhestand – Kevin Coffey und Elke Baublies – betreut werden. In Auckland, dem größten Ballungsraum, sind drei dieser Priester zu Hause, und in ihrem Kirchengebäude finden wöchentlich zwei Gottesdienste statt. Die drei anderen Gemeinden in Hastings (Hawkes Bay), Wellington und Christchurch werden regelmäßig besucht; einer der pensionierten Priester lebt in Hawkes Bay.

Manchmal, wie die Flüsse, sind die Gemeinden voller Aktivität, zu anderen Zeiten fühlen sie sich weniger belebt an. Im Laufe der Jahre bringen die besuchenden und entsandten Priester, wie die Nebenflüsse eines Flusses, neue Impulse und Aktivitäten, die in den Fluss der sakramentalen Feier in den Gemeinden aufgenommen werden. Vor der Gründung beinhalteten die Besuche immer ein

„Nachholen“ von Taufen, Konfirmationen und Trauungen, Gedenkgottesdiensten für die Verstorbenen und Beichtsakramenten nach Bedarf, sowie der Menschenweihehandlung so oft wie möglich. Jetzt ist der Rhythmus solcher Aktivitäten stetiger und webt sich durch die Feste in jedem Jahr.

An Zusammenflüssen sammelt sich das Wasser in der Hauptströmung und ermöglicht auch ruhige Ansammlungen in kleinen Schleifen; nie ganz still ist das Wasser an einer bestimmten Stelle, sondern ständig in Bewegung. Ursprünglich lernte ich die Christengemeinschaft in Hawkes Bay während Michael Tapps erstem Besuch in Neuseeland 1979 kennen; 1984 zog ich nach Christchurch um und bereitete mich auf Julian Sleights ersten Besuch vor. Jetzt lebe ich in Wellington und habe auch ein bis zwei Jahre in Auckland verbracht, so dass ich seit den 1980er Jahren die Gelegenheit hatte, in jeder der vier Gemeinden mitzuarbeiten. Im Laufe der Jahre umfasste meine Beziehung zur Gemeinde die Sekretariats- und Finanzverwaltung und die praktische Unterstützung wie den Aufbau von Altären, die Arbeit mit Kindern und das Ministrieren bei Sakramenten. Als sich die familiären Verpflichtungen änderten und ich begann, Deutsch zu lernen, konnte ich von Oktober 2003 bis Juli 2004 das Seminar in Stuttgart besuchen. Eine weitere „Schleife“, ein weiterer „Nebenfluss“ ergab sich,



Der verzweigte Tasman River fließt aus den Südalpen; rechts der Mt. Cook (höchster Berg Neuseelands).

als ich mich auf einen Master in Pädagogik konzentrierte; dann wurde ich im Mai 2019 eingeladen, ein Studium zum „Working Priest – Retired“ (da ich jetzt über 65 Jahre alt bin) für Neuseeland in Betracht zu ziehen. Fast sofort schloss ich mich der Pro-Seminar-Gruppe in Australien für ihre langen Wochenendkurse an, die im Juli und November 2019 und im Januar 2020 stattfanden. Dort traf ich Liza Lillicrap (die in diesem Jahr in Berlin geweiht wurde) und Damien Gilroy aus Adelaide, der hofft, seine Vorbereitung im Jahr 2022 fortzusetzen. Während des restlichen Jahres 2020 entwickelte und hielt Hartmut Borries mit Cheryl Prigg in Auckland Wochenendkurse für eine sich entwickelnde Pro-Seminar-Gruppe; wir schafften sechs Treffen während des Jahres.

Ursprünglich war gedacht, dass ich das Toronto Seminary für ein abschließendes viermonatiges Intensivstudium

um mit einer geplanten Priesterweihe dort im Advent besuchen sollte. Da die Grenzen geschlossen waren und sich nicht wieder öffneten, verlegte einer der Leiter, Patrick Kennedy, dieses Vorbereitungsstudium nach Spring Valley, USA, wo wir Mitte Januar begannen. Wir sind eine Gruppe von acht Frauen, die höchste Anzahl von Weihekandidaten, die je in Nordamerika vorbereitet wurden. Das Studium mit Patrick wird vom örtlichen Pfarrer, Paul Newton, und von anderen nordamerikanischen Priestern unterstützt, die für vier bis sechs Tage während der Unterrichtswoche zu Besuch kommen. Oliver Steinrueck gelang kürzlich ein 10-tägiger Besuch und er hofft, zur nordamerikanischen Synode in der zweiten Maiwoche zurückzukehren, mit Priesterweihen über Christi Himmelfahrt vom 14. bis 16. Mai.

Das *North American Seminary* begann 2003 in Chicago, Illinois, zog

dann nach Spring Valley im Bundesstaat New York um und wurde dort 2011 wieder eröffnet. Erst im September 2019 zog das Seminar nach Toronto, Kanada, mit den Leitern Patrick Kennedy und Jonah Evans um. Zurzeit, da die Grenzen nach Kanada geschlossen sind, sind die Lehrgruppen auf Toronto mit Jonah Evans, Hillsdale (bei Great Barrington, USA) und Spring Valley verteilt. Priesterweihen in Nordamerika wurden bisher meist in der Passionszeit abgehalten; für diese jetzige Gruppe wird es eine andere Gründungsgeste sein, die Gewandfarben zu Himmelfahrt zu tragen. Der auferstandene Christus steht, wie die Berge, in Reinheit und Licht im sakramentalen Vollzug der Christengemeinschaft. Und wie der Christus selbst, so sind auch die Sakramente für die ganze Menschheit da, die seine heilende Kraft erkennt.



Projekt Brückenbau

Was für eine schöne Idee: Ein Beitrag für die Veröffentlichung des Stuttgarter-Hamburger Priesterseminars, dessen erster Teil in der Hamburger Seminarzeitung veröffentlicht wird, gefolgt von dem zweiten Teil, der im Stuttgarter Seminarbrief erscheinen soll. In der Anfrage an die Redaktion schwang neben dem Enthusiasmus der Gemeinsamkeit über die Grenzen der Seminare hinweg auch ein Schmunzeln bei der Vorstellung mit, dass sich die Leserinnen und Leser, die zuerst nur einen Teil zugeschickt bekommen, vielleicht auch neugierig auf den anderen Teil am anderen Ende der Brücke werden, und sich womöglich auf den Weg machen. Dank an Lisa, Eline und Marcus für die gute Idee samt praktischer Ausführung!

Eure
HAMBURGER SEMINARZEITUNGSREDAKTION

Hamburg oder Stuttgart – Hauptsache Toronto

Brückenbau Teil I

MARCUS BOHNEN, STUDIUM FÜR BERUFSTÄTIGE

„Wissen Sie“, vermittelten mir verschiedene Pfarrer der Christengemeinschaft vor einigen Jahren, „... das Studium für Berufstätige am Priesterseminar im Hamburg ist sicherlich eine neue Möglichkeit. Wenn Sie aber wirklich gute Studienbedingungen haben wollen, dann sollten Sie am Priesterseminar in Stuttgart in Vollzeit studieren, wo schon in fast neunzigjähriger Tradition Priester ausgebildet werden“. Ich habe mir die Worte der sehr geschätzten Pfarrer zu Herzen genommen und daraufhin im Frühjahr 2018 am Priesterseminar in Stuttgart eine intensive Orientierungswoche erlebt. Es war schön, und ich fühle seither eine starke Verbindung zu diesem spürbar traditionstragenden Ort und zu den Menschen, die dort klösterlich in enger Gemeinschaft leben, beten, arbeiten und studieren.

Februar 2021, an einem Freitag nach der Abendandacht in der Kapelle des Stuttgarter Priesterseminars. Ich verabschiedete mich von der Seminarleitung und meinen Mitstudierenden. Es war wieder eine intensive Studienwoche. Und obwohl ich der Einzige bin, der heute abreisen muss und das Stuttgarter Seminar verlässt, bin ich froh, mich auch als Teil dieser Gemeinschaft zu fühlen. Alle sind herzlich und verabschiedeten mich, als sei ich schon immer hier mit ihnen. Der Abschied fällt mir nicht schwer, denn schon am nächsten Wochenende werde ich meine eigene Seminarleitung und -gemeinschaft wieder sehen am Hamburger Priesterseminar im Rahmen des *Studiums für Berufstätige*, wo ich seit dem Wintersemester 2019/2020 studiere.

Es stimmt, seit meiner Orientierungswoche 2018 war ich noch mehrmals in Stuttgart. Entweder zu den Priesterweihen oder aus beruflichen Gründen. Egal aus welchem Grund ich dort bin, immer richte ich es so ein, dass ich zur Spittlerstraße 15 hoch fahre oder gehe. Denn hier, im Nordosten der Stadt, auf einem Hügel, befindet sich das Gebäude und der zum Verweilen einladende Garten des Seminars. Manchmal fahre oder gehe ich aus zeitlichen Gründen nur langsam hier vorbei. An anderen Tagen habe ich eine Verabredung mit mir bekannten Studenten oder Dozenten und lasse mir bei einem Spaziergang im Garten oder in einem in der Nähe des Seminars gelegenen Café bei Tee und Kuchen erzählen, wie es ihnen in Stuttgart so ergeht.

Die mir damals Rat gebenden Pfarrer hatten sicherlich Recht. Hier an diesem Kraft-, Sehnsuchts- und Erinne-

rungsort lässt es sich gut verweilen und studieren.

Doch ich lebe und studiere anders. Ich führe eine einige Fernbeziehung mit meiner Seminarleitung und -gemeinschaft. Es vergeht kein Tag, an dem ich nicht an sie denke, und sei es auch deswegen, weil ich zu Hause in Krefeld am Niederrhein an meinen Studienaufgaben sitze oder irgendwo in Deutschland mir während der Arbeit, bezogen auf die Studieninhalte, schnell einen Gedanken oder eine Idee auf einen Zettel schreibe, der mir helfen soll, mich nach Feierabend zu erinnern und in der Strömung meiner Ausbildung zu bleiben. Dann, wenn wir uns alle in regelmäßigen Abständen aus den verschiedenen Ländern Deutschlands und Europas aufmachen, um uns in der Johnsallee 17 in Hamburg zum gemeinsamen Studium zu treffen, wird eindrücklich spürbar, wie sehr auch dieser Ort in seiner Besonderheit uns immer wieder anzieht und vereint, Kraft spendet und so die von uns gelebte besondere Studienart rhythmisch formend wirken kann. Die Begrüßung und der Abschied sind immer warm und herzlich. Letzte Blicke werden ausgetauscht, kurz gewinkt, und wieder ist ein Wochenende oder eine der sogenannten Langen Wochen, die drei- oder viermal im Jahr stattfinden, vorüber. Bei der Abreise wird deutlich, wie sehr wir zusammengewachsen sind und uns zugehörig fühlen. Jetzt geht es zurück an den jeweiligen Wohnort, und wir sind frei in der Entscheidung, wie wir unser Studium innerhalb eines Ausbildungsmoduls individuell gestalten und inhaltlich selbst weiter auffüllen.

So kam es, dass ich am Priesterseminar in Stuttgart per E-Mail anfragte, ob es für mich als Hamburger Student möglich sei, dort an einem Hauptkurs zum Sakrament der Letzten Ölung teilzunehmen. Grund hierfür war, dass der für den Kurs vorgesehene Dozent und Priester zuvor am Hamburger Seminar zum Sakrament der Beichte unterrichtet und mich hierbei durch sein Wesen, seine Erfahrung und sein Wissen beeindruckt hatte. Die bejahende Antwort aus Stuttgart kam schnell, und meine Freude war groß, wieder für eine Woche in das Stuttgarter Seminar geschehen eintauchen zu dürfen.

An der Außenalster in Hamburg herrscht insbesondere bei schönem Wetter ein reger Betrieb auf dem Wasser und am Ufer. Es wimmelt nur so von Menschen, die ihren unterschiedlichen Handlungsplänen folgend hier eine wuselige Menge bilden. An manchen solcher Tage kann man in der Menge Menschen ausmachen, die mitten in



diesem Trubel zu zweit zusammenstehen und intensive Gespräche führen oder einfach nur schweigen. Der Strom der anderen Menschen fließt dann an ihnen vorbei, und es scheint so, als hätte sich um die beiden eine vor dem Gewimmel schützende Hülle gebildet. Wenn man dieses an der Außenalster beobachtet und sich geduldig weiter umschaute und noch mehrere solcher Paare entdeckte, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass sich hier Studenten und Studentinnen des berufsbegleitenden Studiums des Hamburger Priesterseminars zu Gesprächspartnern zusammengefunden haben, die mit Hilfe von Leitfragen der Seminarleitung Studieninhalte besprechen oder aktives Zuhören und Selbstreflexion üben.

Geht man zu bestimmten Zeiten durch das Treppenhaus des Stuttgarter Priesterseminars, ist es dort sehr ruhig, und es scheint, man sei der einzige Mensch im ganzen Gebäude und manchmal auch der ganzen Welt. In so einer Stimmung entdeckte ich auf einem Foto der Gründer unserer Christengemeinschaft, das in der zweiten Etage, links an der Wand neben dem „Blauen Saal“ hängt, Friedrich Rittelmeyer. Guten Tag, sehr verehrter Herr Rittelmeyer, lebten sie nicht lange in Stuttgart und starben schließlich in Hamburg? Dort haben wir am Seminar einen großen Saal, der zu Ihren Ehren nach Ihnen benannt ist. Er lächelt, und ich schaue mir in Ruhe die anderen Gründer an. So viele – so jung – vor hundert Jahren – eine andere Zeit. Ich drehe mich um, und eine Mitstudentin aus meiner Hamburger Seminargruppe, Gabriella, steht vor mir. Sie erprobt, ob sie hierher wechseln will. Wir freuen uns über unser Wiedersehen, als eine weitere „Hamburgerin“, Melina, die ebenfalls seit einigen Wochen hier in Vollzeit studiert, beladen mit Büchern die Treppe hochkommt. Wir lachen – ganz schön viele Nordlichter hier im Süden.

Plötzlich wird es voll im Treppenhaus. Seminaristen sausen treppauf, treppab mit Schläppchen an den Füßen und in farbige Eurythmieschleier gehüllt zu ihrem Unterricht. Wir Hamburger trennen uns, und ich beschließe noch einen Kaffee zu trinken, bevor es auch mit meinem Kurs weitergeht. Auf dem letzten Treppenabsatz treffe ich Lisa, eine junge Niederländerin, die hier ebenfalls in der Priesterausbildung ist und von der ich weiß, dass sie sich unter anderem im Rahmen von *campus A*, einem freien Zusammenschluss anthroposophisch orientierter Studien- und Ausbildungsstätten in Stuttgart, engagiert. Ein kurzes Gespräch mit ihr, und es wird deutlich, dass wir uns beide daran erfreuen, dass hier gerade eine seminarübergreifende Begegnung stattfindet. Wir sprechen über die Zusammenarbeit und den studentischen Austausch zwi-

schen dem Hamburger und dem Stuttgarter Priesterseminar und erinnern uns daran, dass es ja auch noch das Priesterseminar in Toronto/Kanada gibt. Wollen und ein Wort prägen das Gespräch: Brückenbau.

Dann stellt sich mir die Frage: Was hat es Dir eigentlich so leicht gemacht, Deine eigene Brücke von Hamburg nach Stuttgart und zurück zu gehen? Und bist Du denn auch über die Brücke gegangen, oder baust Du die Brücke gerade mit auf? Worauf gründen eigentlich unsere geistigen Brücken? Wo führt die Brücke hin? Ich sehe: Der Weg über die Brücke nach Toronto ist ja auch gar nicht weit, und ...
... Rilke dichtet¹:

*Sieh mich nicht als Stetes und Erbautes,
weder Brücke kann ich sein, noch Ziel.*

*Höchstens Mund dem Wagnis eines Lautes,
der mich unbedingter überfiel.*

*Höchstens Wind in Deinem Blumengrunde,
höchstens weichen Regens Niederfall –,
oder, plötzlich, in der freisten Stunde,
beides: Fangender und Ball.*

Eline ruft an. Sie ist Studentin in Stuttgart und im Redaktionsteam für den Seminarbrief und fragt: „Wie geht es mit Deinem Artikel für Hamburg – kannst du ihn mir schon schicken, damit Lisa und ich anknüpfen können?“ „Sehr gerne“, sage ich. „Ich bin soweit“.

1 Rainer Maria Rilke, „Für Heide“, Briefwechsel in Gedichten mit Erika Mitterer, aus der vierten Antwort, Ragaz, 1./ 4. Juli 1924, Aus: Werke in drei Bänden, Zweiter Band, Gedichte und Übertragungen, Insel Verlag, Frankfurt am Main und Leipzig 1991, S. 222.

Grenzen überschreiten – Grenzen abbauen

JULIAN RÖGGE, PRIESTER IN SÃO PAULO

Im Rückblick auf meine Weihe im vergangenen Jahr fühle ich: Mit der Priesterweihe habe ich eine Grenze überschritten. Dem folgten viele Grenz-Erlebnisse: Das erste Zelebrieren der Menschenweihehandlung, das erste Zelebrieren in einer Gemeinde und die Entsendung in ein fernes Land. Aber auch Grenzerfahrungen äußerer Art: Aufgrund der Corona-Pandemie stand plötzlich die Frage im Raum, ob ich überhaupt nach Brasilien würde reisen können. Noch nie in meinem Leben habe ich Landesgrenzen so stark erlebt und noch nie fühlte sich die Entfernung zwischen Europa und Brasilien so groß an. Die ersten Monate ruhte das Gemeindeleben in São Paulo weitgehend. Was nicht online stattfinden konnte, musste ausfallen, die Menschenweihehandlung wurde ohne die physische Anwesenheit der Gemeinde gefeiert. Die Pandemie schuf bisher unbekannte physische Grenzen zwischen den Menschen. Dies fällt besonders in einem Land wie Brasilien auf, wo man sich normalerweise näher kommt als in Deutschland. So fiel zum Beispiel die sonst übliche Umarmung zur Begrüßung plötzlich weg.

Seit August vergangenen Jahres suchen wir in der Gemeinde unseren Weg in dieser veränderten Welt. Welche Veranstaltungen sind möglich? Womit müssen wir noch warten? Wie können wir die äußere Distanz innerlich überwinden? Im Gemeindeleben werden neue Grenzen sichtbar: zwischen den verschiedenen Meinungen über das Corona-Virus, zwischen Maskenverweigerern und Maskenbefürwortern, zwischen Menschen, die in die Gemeinde kommen und solchen, die es vorziehen, zuhause zu bleiben. Die Frage des richtigen Umgangs mit

dieser Pandemie ist ein Thema, das eher neue Grenzen schafft als alte abbaut. In Brasilien und besonders in São Paulo sind auch viele soziale Grenzen sichtbar. Wirtschaftliche und soziale Unterschiede, Diskriminierungen aufgrund von Hautfarbe und Geschlecht. Sie alle werden durch die Pandemie noch verstärkt.

Trotz aller neuen Grenzen hat das vergangene Jahr aber auch deutlich gezeigt: Die großen Herausforderungen der Menschheit machen vor keiner Grenze halt und wir werden sie nur gemeinsam lösen können. Das gilt für die Corona-Pandemie genauso wie für die Fragen der Umwelt, der Wirtschaft oder der sozialen Gerechtigkeit. So stellt sich mir für dieses Jahr die Frage: Wie können wir alte und neue Grenzen überschreiten und abbauen? Technisch haben wir hierzu Möglichkeiten, die vor zwei Jahrzehnten noch undenkbar waren. Wie können wir diese auch seelisch und geistig begleiten und für unsere Arbeit nutzen? Hier in Brasilien wurde deutlich, das wir mit Online-Veranstaltungen Menschen erreichen können, die aufgrund der räumlichen Entfernung physisch nicht am Leben in einer Gemeinde teilnehmen können. Auch gibt es erste Online-Veranstaltungen der Christengemeinschaft, an denen Menschen aus verschiedenen Ländern Südamerikas teilnehmen. Hier wird eine Herausforderung sein, ein gesundes Gleichgewicht zwischen der Arbeit in der Gemeinde und der Arbeit über die Gemeinde hinaus zu finden.

Und in der Gemeinde selbst? Für ein zeitgemäßes Gemeindeleben scheint es mir wichtig zu sein, die Grenzen zwischen den Priestern und den Gemeindemitgliedern so weit wie

möglich abzubauen. Wie können wir uns auf Augenhöhe, ohne unnötige Grenzen, begegnen, auch wenn wir verschiedene Aufgaben haben? Wie können wir die verschiedenen Meinungen, Überzeugungen und Lebensweisen in der Gemeinde integrieren und fruchtbar zusammenarbeiten? Wie schaffen wir es, dass Menschen aus verschiedenen sozialen Schichten und mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen in der Christengemeinschaft präsent sind? Mir scheint es wichtig, die Fähigkeit zu entwickeln und zu stärken, einander zuzuhören, ohne übereinander zu urteilen – selbst wenn man vielleicht nicht zu einer gemeinsamen Idee, zu einer Meinung, kommen kann. Das unbefangene Zuhören kann eine Kraft sein, um Brücken über Grenzen zu bauen. Brücken über Grenzen zwischen verschiedenen Meinungen, Aufgaben, Kulturen und sozialen Gruppen. Hoffentlich kann die Christengemeinschaft einen Beitrag dazu leisten, dass wir immer mehr zuhören und dadurch Brückenbauer werden.



Unterwegs sein – Wo auf der Erde finde ich den Himmel?

LUCIENNE VAN BERGENHENEGOUWEN, PRIESTERIN IN ABERDEEN (SCHOTTLAND)

Wenn wir geboren werden, kommen wir auf der Erde an, wir betreten eine neue Welt. Aber die Welt, die wir verlassen haben, ist immer noch um uns herum. Wir sind noch immer von der göttlichen Atmosphäre umgeben. Wir werden tatsächlich zu Bürgern zweier Welten. Mit den Jahren verlieren wir die Verbindung zu der Welt, aus der wir gekommen sind, um vollends auf der Erde zu landen. Manche Menschen verlieren die Verbindung mit dem Göttlichen ganz, andere behalten sie bei oder entdecken sie wieder. Im Laufe des Lebens reisen wir und unbewusst oder bewusst sehnen wir uns danach, nach Hause zu kommen, zurückzugehen. Und irgendwann tun wir das alle. Unser ganzes Leben sind wir auf dem Weg, zu finden ... Wenn wir reisen und Grenzen überschreiten, weiten wir unseren Horizont aus. Die Grenzen selbst sind nicht von großer Bedeutung, aber was wir erleben, sind neue Erfahrungen, neue Sitten, wir treffen neue Menschen und lernen vielleicht eine neue Sprache. Indem wir all diese Erfahrungen durchmachen, erweitern wir unseren Blick und können uns für das Unbekannte öffnen und uns auf unerwartete Weise entwickeln. Oft reisen wir tatsächlich von einem Land zum anderen, aber wir können auch große Schritte machen und Grenzen überwinden, ohne uns physisch zu bewegen. Unsere innere Welt ist so groß, dass wir sehr viele Reismöglichkeiten haben. Und gerade auf diese Weise sind die Grenzen, die wir

passieren, sehr wichtig und bedeutsam. Wenn wir die vor uns liegenden Hürden nehmen, bringt uns das sehr viel. Wir verschaffen uns Gelegenheit, unentdeckte Teile in uns selbst kennenzulernen. Grenzen können uns einerseits Sicherheit geben, wenn wir in ihnen bleiben wollen, andererseits können sie uns Mut machen, wenn wir sie doch überschreiten. Ein weiterer wesentlicher Punkt ist die Frage, warum wir diesen Schritt tun und was der Grund dafür ist, dass wir uns auf den Weg machen: Ist es unsere eigene Initiative, werden wir von den Umständen gezwungen, an die Hand genommen, oder werden wir geschickt? Wie auch immer: Jedes Mal, wenn wir einen Schritt auf dem Lebensweg machen, wird es unser persönlicher Weg, den wir auf der Erde gehen, um ... zu finden.

Ich möchte einige der Schritte auf meinem Weg teilen. Ich bin ziemlich viel um die Welt gereist. Als Kind war mein erster großer Schritt in eine neue Welt der Weg von zu Hause in den Kindergarten – weg von meiner sicheren Umgebung, zusammen mit meiner Mutter, die mich an die Hand nahm und zur Schule brachte. Diese erste Erfahrung war sehr schmerzhaft, und doch zugleich wunderbar! Allein gelassen zu werden, getrennt von meiner Mutter, in einer ganz neuen, unbekanntem Welt war schmerzhaft. Aber ich liebte es, all diese neuen Sphären, Gerüche, Gewohnheiten und Regeln zu entdecken. Ich erinnere mich noch an die Aufregung über all diese neuen Dinge

und gleichzeitig an den Schmerz. Ein Schritt in eine neue Welt bedeutet, die alte zu verlassen. Zum Glück gab es in diesem Fall einen Weg zurück! Meine erste große Reise ging nach Australien, als ich acht Jahre alt war, wieder mit meiner Mutter. Auf dieses große Abenteuer hat sie mich mitgenommen, damit sie sich dort auf der anderen Seite der Welt nicht so allein fühlt. Wie viele Grenzen wir in diesen 36 Stunden mit dem Flugzeug überquert haben! Als wir dort ankamen, waren es 36 Grad, Anfang Dezember. Die ganze Welt stand genau auf dem Kopf, aber da ich ein verträumtes Kind war, habe ich es leicht genommen und bin innerhalb einer Woche alleine ein Eis kaufen gegangen. Das Wunder, ein fremdes Land und eine fremde Sprache zu entdecken, öffnete einen neuen Teil von mir. Meine zweite große Reise führte mich nach Italien. In meinen späten Teenager-Jahren verspürte ich den Drang, Heimat und Familie zu verlassen, um erneut eine neue Welt zu entdecken. Die Freude und die wertvollen Erfahrungen der vorangegangenen Reisen hatten eine unbewusste Wurzel in mir gepflanzt und ließen mich für mich selbst entscheiden, in einer völlig anderen Umgebung zu leben. Vom ersten Moment an fühlte ich mich zu Hause, als hätte ich dort schon einmal in einer anderen Lebenszeit gelebt. Es war ein vollkommen neues Abenteuer, mit vielen zu überwindenden Grenzen, wieder einer neuen Sprache, einem völlig anderen Lebensstil und der großen Herausforde-



nung, alleine zu überleben. Ich lernte von der Welt, mich selbst kennen zu lernen. Ich wuchs innerlich, nachdem ich äußerlich gewachsen war.

Meine dritte große Reise ist noch im Gange: das Priestertum. Es begann mit dem Besuch des Priesterseminars und dem späteren Weg zur Priesterweihe. Diesmal gab es keine Mutter, die für mich entschieden hat, und ich habe es auch nicht wirklich selbst entschieden. Ich wurde von etwas anderem geführt, angestoßen von einem engelhaften Wesen. Die „andere Welt“ wurde mehr und mehr präsent. Wieder musste ich eine neue Sprache lernen, eine, die keine gewöhnlichen Worte benutzt. Ein völlig neues Reich, um Fuß zu fassen. Es war mehr eine innere Reise, bei der ich mich fragte: Bin ich würdig, dies zu tun, kann ich diese Verantwortung tragen? Diesmal gab es nicht so viele äußere Grenzen, sondern mehr die inneren, und zwar große, die es

dabei zu überwinden galt. Während dieser Reise wurde die Priesterweihe eine richtige und wichtige Grenze, die es zu überschreiten galt; sie fühlte sich an wie eine Erlaubnis, sich behutsam in zwei Welten zu bewegen. Ich wurde Teil des Priesterkreises, der nicht mehr durch Blutsverwandtschaft, sondern durch den Geist miteinander verbunden ist. Der dritte Teil der Priesterweihe, die Aussendung, hat mich für die Tatsache wach gemacht, dass dieser Weg mit der Weihe nicht zu Ende ist; ich bin noch immer unterwegs. Der Moment, in dem du offiziell an einen Ort gesandt wirst, der für dich ausgewählt ist, um deine Aufgabe, deine Arbeit zu übernehmen, ist ein ganz besonderer Augenblick. Man entscheidet nicht selbst, wo man leben und arbeiten wird. Heutzutage wird der Ort aufgrund praktischer Umstände oft schon vorher bekannt gegeben. Aber trotzdem bleibt „die Ent-

sendung“ ein denkwürdiges Ereignis. Du wirst tatsächlich auf den Weg geschickt, zusammen mit Deiner neuen Gemeinde, um nach Hause zu reisen, oder zumindest näher an die Heimat.

Nach dem ersten Jahr stelle ich fest, dass ich meinen ersten Schritt auf dieser außergewöhnlichen Reise gemacht habe. Die Welt, die mir begegnet, ist manchmal grenzenlos und unendlich. Und in anderen Momenten scheint es viele hinderliche Steine auf dem Weg zu geben – oder Hügel und Täler, die zu überqueren sind. Momentan bin ich aufgrund eines Unfalls körperlich nicht in der Lage, auch nur einen einzigen Schritt zu machen. Ich bin an die Welt meines Schlafzimmers gebunden und habe trotz aller Schmerzen und Beschwerden die Möglichkeit, innezuhalten, stehen zu bleiben und in Dankbarkeit darüber nachzudenken, auf was für einer unglaublich schönen Reise ich bin.

GRENZ
PUNKT

Liebes Hamburger Priesterseminar!

Ich bin nun ein Jahr Priester in der Gemeinde in Helsinki. Vor einem Jahr, eine Woche nach meiner Weihe, bin ich nach Helsinki geflogen, dem Ort meiner Entsendung, und wurde von meinen neuen Kollegen auf freundlichste empfangen. Ich schreibe das Wort „Kollegen“ und doch fühle ich mich noch nicht als „Kollege“. Auch wenn ich in meiner neuen Umgebung Menschen treffe, die nach meinem Beruf fragen, fällt es mir noch schwer zu sagen, dass ich Priester bin. Es klingt für mich immer noch etwas zu weit gegriffen, mich so zu bezeichnen. In der Gemeinde werde ich als „pappi“ oder „pastori“ bezeichnet, und es passiert mir immer wieder, wenn z.B. in Gemeindeversammlungen die Anwesenden von unseren „pappi“ sprechen, ich mich frage, wer denn eigentlich damit gemeint sei.

Was ist eigentlich meine Bestimmung in der Gemeinde? Worum soll ich mich kümmern und was ist ausschließliche Angelegenheit der Gemeinde? Mir ist das noch nicht ganz klar geworden. Vielleicht ist es ja auch unterschiedlich von Gemeinde zu Gemeinde. Ich habe den Eindruck gewonnen, dass die Gemeinden hier sehr selbstständig handeln wollen, was ich sehr gut verstehen kann. Vom Priester wird erwartet, dass er den ganzen kultischen Bereich betreut und ansonsten er zwar seine Meinung äußern kann und soll, wenn es wichtig ist, aber diese Meinung ist dann im dem Sinne keine „priesterliche Meinung“, sondern die Meinung eines Gemeindemitgliedes. In diesem Zusammenhang taucht auch immer das Problem mit der „Macht“ auf. Der Priester soll keine Macht ausüben, was mir auch sehr verständlich ist, denn schließlich geht es nicht um herrschen und beherrscht werden.

Die Frage nach der Macht und der Ausübung von Macht scheint überhaupt eine große Rolle zu spielen, nicht nur im Verhältnis zwischen Gemeinde und Priester, sondern auch im Verhältnis der Priester untereinander.

Wo kommt das eigentlich her? In der Priesterweihe wird der zu Weihende mit der „Kraft der priesterlichen Würde begabt“. Auch im weiteren Verlauf der Weihe ist die

Kraft das wesentliche Mittel, um das es geht, wenn es um die Umsetzung des priesterlichen Wirkens geht. Bedeutet dann „Macht“, dass es am Priester liegt, wann und wie er die Kraft, die er durch die Weihe erhalten hat, auch einsetzt? Wie schmal ist der Grat, sich der verliehenen Kraft zu bedienen, und nicht der Versuchung zu unterliegen, herrschen oder Macht ausüben zu wollen? Es ist jedenfalls sehr spannend zu beobachten, wie Christengemeinschaft lebt und sich entwickelt, wenn man als Priester zur gleichen Zeit im Mittelpunkt des Gemeindelebens steht und sich doch irgendwie außenstehend fühlt, gleich einem Satelliten in der Umlaufbahn.

Ich bin jedenfalls sehr glücklich in meinem neuen Beruf und fühle mich sehr gut aufgehoben in der Gemeinde und im gemeinsamen Wirken mit meinen Kollegen. Ich habe zwar viel zu tun, muss auch viel mit dem Auto hin- und herfahren, habe aber irgendwie nicht das Gefühl, dass es eine „Arbeit“ ist, die ich verrichte. Die Gemeindemitglieder sind sehr nachsichtig und geduldig mit mir, was die Sprache anbelangt. Ich habe auch entdeckt, dass es für mich ein Vorteil ist, wenn mir die Sprache noch Mühe bereitet, denn ich höre ganz anders zu. Ich muss sehr viel Kraft auf das Zuhören und Verstehen verwenden und komme im Gespräch gar nicht dazu, mir eine Meinung über das Gehörte zu bilden. So ist meine Urteilsbildung sehr eingeschränkt, was ich in meinem Fall als sehr wohl-tuend erlebe.

Mit der Weihe und der sich anschließenden Entsendung betritt der Priester jedenfalls eine neue Welt, in der es, wenn er die Arme in beide Richtungen ausbreitet, keine Grenzen zu geben scheint.

Mit den besten Grüßen

FRITJOF WINKELMANN, PRIESTER IN HELSINKI

Stirb und Werde

Pflanzenmetamorphosen mit Acryl auf Spanplatte

EVA BOLTEN, VOLLZEITSTUDIUM



Wandern Sie einmal gedanklich – oder sogar in Wirklichkeit – durch Ihren Vorgarten. Jetzt im Frühjahr, wenn die Blumen noch in Ihren Wurzelstöcken verweilen oder als kleine grüne Rosetten am Boden ausharren, wenn die Büsche gerade ihre ersten grünen Triebe freigeben können und die Frühjahrsblüher schon einmal ihre Freunde, die Sommerblüher ankündigen, wenn viele Samen noch ganz ruhig in der Erde liegen, ist der Wandlungsprozess, der sich in den nächsten Monaten vollzieht – wenn überhaupt – gerade einmal zu erahnen. Was wird aus der grünen Rosette? Welche Blüte, welche Form, ja welche Blume wird sich hier im Sommer zeigen? Um es zu wissen, braucht es schon ein geschultes Auge. Tatsächlich wandeln sich die Pflanzen so stark, dass sie für uns in den verschiedenen Stadien – Same, Blatt, Blüte – nur schwer als dieselbe Pflanze erkannt werden können.

Für ein weiteres Beispiel gehen wir auf unseren Essteller: Kennen Sie die Blüte einer Roten Bete, die Blüte eines Salatkopfs? Wenn wir sie sähen, würden wir sie wahrscheinlich nicht erkennen, zu groß der Unterschied, zu stark die Verwandlung von dem einen zum anderen. Wenn die Pflanze aus dem braunen, trockenen Samen grünes, saftiges Blatt wird; aus dem grünen Blatt strahlende, farbige Blüte; und aus ihr pralle, nährnde Frucht oder wieder überdauernder Samen, so ist dieser Verwandlungsprozess doch bemerkenswert und der Wandel so groß, dass wir richtig üben müssen, um die verschiedenen Stadien einer Pflanze dem gleichen Wesen zuzuschreiben.

Dieses „Stirb und Werde“, das die Pflanze vollzieht, diesen Prozess der Pflanzenmetamorphose willentlich zu durchlaufen, war der Ansatz in der hier wiedergegebenen künstlerischen Arbeit. Den Entstehungsprozess eines Bildes nach den Wandlungsprozessen der Pflanze hin zu gestalten war dabei mein Interessenschwerpunkt. Was passiert, wenn ein Bild sterben und dann wieder neu werden darf? Sterben ist hier nicht einmal komplett weiß werden, nein. Die grüne Rosette reißt sich ja auch nicht einmal komplett aus dem Boden heraus, bevor sie in die Höhe wächst und Blüten bildet, vielmehr nutzt sie ihre Kraft des Untergrundes, um dann wieder neue Form und Farbe anzunehmen. Anregung hierzu gab ein Kurs von Felicia



Holland, „Der künstlerische Prozess“, aus dem sowohl die künstlerische Technik (Acrylbinder mit Pigment auf Spanplatte) stammt, als auch die Erfahrung erstmalig bei mir ins Bewusstsein drang: Ein Bild, das ich aus dem mittleren Menschen heraus entstehen lasse, wirklich liebe, es in sich schon als etwas Geschlossenes erlebe (eine Pflanze ist ja auch in jedem ihrer Zustände – Blatt, Blüte, Frucht bzw. Samen – ganz und vollkommen) und dann diesen Moment willentlich durchschreite hin zu einer Auflösung, einem Wieder-neu-werden, einer Weiterentwicklung, so bekommt das Bild eine Tiefe, die vielleicht auch für den Betrachter zur Erfahrung kommen kann.

In der vorliegenden Arbeit war ich bestrebt, Bilder der unterschiedlichen Stadien der Pflanze entstehen zu lassen. Vom Prozess her, nicht von der äußeren Form her: Blatt, Blüte, und Frucht bzw. Samen. Es wurden: ein Blatt (Bild 1), zwei Blüten (Bild 2 und 3), eine Frucht (Bild 4) und wieder ein Blatt (Bild 5). Dabei durchliefen die Bilder unterschiedlich oft den Prozess von „Stirb und Werde“. Der Same stirbt, indem er Blatt wird, das Blatt gibt Form auf, um Blüte zu werden und die Schönheit der Blüte verwelkt, um wieder Frucht bzw. Same hervorzubringen – denken wir nur an eine verwelkte Rose, die die nahrhafte Hagebutte hervorbringt. Die Liebestat, die in diesem „Stirb und Werde“ vollbracht werden will, ist doch eine kraftvolle. Sie offenbarte sich mir als Geheimnis, das ich hinter den Worten Friedrich Schillers nun vermute:

Suchst du das Höchste, das Größte, die Pflanze kann es dich lehren: Was sie willenlos ist, sei du es wollend – das ist.



Spendenaufruf

Liebe Freunde und Förderer des Hamburger Priesterseminars,

nach über einem Jahr mit wechselnden einschränkenden Bedingungen gibt es keinen Menschen, der nicht direkt oder indirekt betroffen ist von den Auswirkungen der Pandemie und deren Folgen.

Wir haben das große Glück, dass wir den Vorbereitungskurs bis zu den Priesterweihen im Februar in Berlin in innerer Ruhe durchführen konnten. Auch im Vollzeitstudium gab es insgesamt wenige Einschränkungen. Stärker betroffen sind die Studierenden vom „Studium für Berufstätige“, weil die Verordnungen und die Reisebestimmungen zwischen den Nachbarländern deutliche Hindernisse mit sich bringen. Dazu gehören z.B. notwendige PCR-Tests für den Grenzübertritt, die zwischen 150,- und 200,- € kosten. Das Seminar übernimmt diese Aufwendungen. Höchstwahrscheinlich kommen noch betrieblich notwendige Testungen im Seminar als Ausgaben dazu.

Was leider derzeit nicht stattfinden kann sind Hospitationen, Orientierungstage, Gästeteilnahmen an Kursen, und auch die biografische Reisetage entfällt.

Wenn Sie die Möglichkeit haben, uns auch in diesem Jahr finanziell zu unterstützen, sind wir Ihnen sehr dankbar! Wir benötigen Ihre Unterstützung für die zusätzlichen Ausgaben im Seminarhaushalt, die durch die Corona-Pandemie bedingten Maßnahmen entstehen werden. Zugleich geben Sie uns die Möglichkeit, dass wir die Ausbildung im Rahmen der Möglichkeiten auch weiter fortsetzen können.

Vielen Dank!

CHRISTIAN SCHEFFLER

Impressum

Redaktion: Ines Kolb, Jörg Weise, Ulrich Meier | Herausgeber: Die Studenten | Auflage: 2000 Exemplare | V.i.S.d.P.: Ulrich Meier | Jede_r Autor_in ist für ihren/seinen Artikel verantwortlich | Titelfoto: Jörg Weise | Layout: Heidemarie Ehlke | Anschrift: Priesterseminar der Christengemeinschaft Hamburg, Johnsallee 17, D-20148 Hamburg | Telefon 040 33 45 55-80 | Fax 040 33 45 55-78 | Email: info@priesterseminar-hamburg.de | Website: www.priesterseminar-hamburg.de | Spendenkonten: Postbank Hamburg IBAN DE08 2001 0020 0021 5882 00 BIC PBNKDEFF | für Überweisungen aus der Schweiz: Die Christengemeinschaft, Landesvereinigung Schweiz, Zürich Postcheckkonto: 80-55643-5 Zahlungszweck: Priesterseminar Hamburg | Zuwendungsbescheinigungen werden erstellt.



Stiftung Priesterseminar Hamburg der Christengemeinschaft

Johnsallee 17 | Telefon 040 33 45 55-80 | www.priesterseminar-hamburg.de | Postbank Hamburg
20148 Hamburg | Telefax 040 33 45 55-78 | info@priesterseminar-hamburg.de | IBAN DE08 2001 0020 0021 5882 00 | BIC PBNKDEFF